

Alfons Söllner

Auf dem Weg zu einer politischen Kulturgeschichte der Emigration



Geboren 1947 in Hardeck/Bayern; Studium der Politikwissenschaft, Philosophie, Soziologie und Literaturwissenschaft in Regensburg, München und Harvard; M. A. 1973, Dr. phil. 1977, Habilitation 1986; Privatdozent am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin; derzeit Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin. Buchpublikationen unter anderem: *Geschichte und Herrschaft — Studien zur materialistischen Sozialwissenschaft 1929-1945* (Frankfurt/Main 1979); *Peter Weiss und die Deutschen. Die Entstehung einer politischen Ästhetik wider die Verdrängung* (Opladen 1988); zuletzt, zusammen mit anderen: *Die Wissenschaften in der Emigration. Disziplingeschichtliche Studien* (München/New York/London 1991). — Adresse: Zentrum für Antisemitismusforschung, Ernst-Reuter-Platz 7, 1000 Berlin 10.

„Hitler shakes the tree, and we gather the apples“. Dieses Aperçu aus dem Amerika der 30er Jahre beschreibt auf sarkastische und dennoch realistische Weise die positive Kehrseite, die die barbarische Vertreibung der jüdischen und systemkritischen Intelligenz aus Hitler-Deutschland hatte. Im Falle der Wissenschaftler nahm der kulturelle Exodus quantitative Dimensionen an, die, sicherlich verschieden nach den einzelnen Fächern und den jeweiligen Bedingungen in den aufnahmewilligen Ländern, zu einem regelrechten „Wissenstransfer“, vielleicht sogar zu einem qualitativen „Wissenschaftswandel“ geführt haben. Als ich ans Wissenschaftskolleg kam, hatte ich solche Überlegungen an einer exemplarischen Gruppe, den nach 1933 aus Deutschland und Österreich emigrierten Staats- und Politikwissenschaftlern, bereits hier und da ausprobiert, aber ich war mir des weiteren Horizontes nicht sicher, vor dem sie Raum und Farbe gewinnen. Die zehn Monate in der Wallotstraße haben mir auf mannigfache Weise zur Klärung verholfen, in welche Richtung die zukünftige Forschungsreise führen wird.

Die Geschichte der Wissenschaftsemigration stellt ein reichlich zerklüftetes Gelände in der Wissenschaftslandschaft des 20. Jahrhunderts dar.

Alleine der zeitliche Horizont, den es abzuschreiten gilt, zerfällt in disparate Etappen: da ist die konfliktreiche Ausgangslage in der Weimarer Republik, eine diffuse Phase der Flucht und Wanderung, die langsame und oft dornige Etablierung in den Gastländern, schließlich der Komplex der Rückwirkung auf die unsichere Lage im Nachkriegsdeutschland. Bei der Gruppe der Staats- und Politikwissenschaftler, die sich bei enger Beschränkung auf die erste Auswanderergeneration auf über 60 Personen beläuft, kommt erschwerend hinzu, daß es die Disziplin „Politikwissenschaft“ an den Weimarer Universitäten nicht gab — mit der bemerkenswerten Folge, daß die Emigrationserfahrung zum Medium wurde, das aus Zöglingen deutsch-legalistischer Traditionen moderne Sozial- und Politikwissenschaftler formte. So ließen sich, mit idealtypischer Übertreibung, die beiden Extreme markieren, sozusagen die disziplinären Ufer, zwischen denen die Wissenschaftsemigration, als eine Art Geistesstrom, in einem bestimmten Wissensgebiet in Gang kam.

In der Zeit am Wissenschaftskolleg konnte ich, um im Bilde zu bleiben, weitere Pfeiler für die Verstehensbrücke fertigstellen, die uns einmal helfen wird, den Strom rekonstruierend zu überqueren. Drei davon möchte ich erwähnen: 1. eine immanent ansetzende Lektüre von Hannah Arendts „*Vita activa*“ — sie ergab nicht nur das ambivalente Bild eines „modernen Klassikers“ der politischen Philosophie, sondern demonstrierte auch, daß die Fortführung eines eminent „deutschen“ Denkstils zur Etablierung im ganz anders konditionierten amerikanischen Wissenschaftsmilieu führen konnte; 2. eine in die Breite des Schrifttums gehende Untersuchung über Carl Schmitt, den die ansonsten durchaus uneinigen Emigranten unisono als den „Kronjuristen des Dritten Reiches“ verurteilten — hier erwies sich die existentielle Konfrontation mit einem extremen Fall von intellektueller Korruption gleichzeitig als ein wissenschaftsgeschichtlicher Wendepunkt, der von der Politisierung der Jurisprudenz zur Verwissenschaftlichung der Politik führte; 3. eine Studie zu den deutschlandpolitischen Ideen der Emigranten, die in der Endphase des Krieges und in den Besatzungsjahren kulminierten — zur Sprache kamen hier Dokumente, die, changierend zwischen der Furcht vor totalitären Kontinuitäten und der Hoffnung auf einen demokratischen Neubeginn, einen anspruchsvollen Kommentar zur vielleicht zwielichtigsten und erklärungsbedürftigsten Übergangsperiode der deutschen Zeitgeschichte liefern.

Die in diesen Studien verhandelten Themen illustrieren die Etappen des Emigrationsweges, sie lassen aber auch das methodische Spektrum erkennen, das es abzuschreiten gilt, wenn man ein kulturgeschichtliches Ereignis *sui generis* begreifen und seine weitreichenden Folgen abschätzen will. In der Tat sieht man sich rasch in ein Dickicht von methodischen Imperativen verstrickt, die so widersprüchlich und eigensinnig sind wie weite Teile des

Untersuchungsfelds selbst. Um nur drei Dimensionen zu nennen, ohne deren gleichzeitige Bearbeitung Urteile über die Emigration der Wissenschaftler unterhalb des notwendigen Komplexitätsniveaus bleiben müssen: 1. war der Exodus der Wissenschaftler ein kognitiver Prozeß, der auf der Ebene ganzer Fachdisziplinen, wenn nicht größerer Fachgruppen studiert werden muß — nur so kann sein kumulativer Effekt in den Blick kommen; 2. unterlagen die Emigranten als Kollektiv sozialen Regelmäßigkeiten, etwa den Immigrationsregulierungen der Aufnahmeländer, den Prinzipien der Förderungsorganisationen oder den Vorurteilsstrukturen der nationalen Wissenschaftsstile — hier muß sich die Erklärungskraft des Akkulturationskonzepts erweisen; 3. ist offensichtlich, daß, was mit einem dezidiert politischen Akt begann, auch weiterhin politisch konditioniert blieb — die Einbeziehung der Emigranten in den „war-effort“ gegen Hitler (vom *Office of Strategic Services* über das *Manhattan-Project* bis zur Beratung der Militärregierungen) liefert nur die sprechendsten Anschauungsbeispiele dafür, daß die Emigration insgesamt einen Politisierungseffekt hatte.

Wie, so lautete ein Leitmotiv meiner Arbeit, sollen diese und weitere Perspektiven zur Deckung gebracht werden? Was ist die Einheit eines Forschungsfeldes, dessen Identität von Anfang an durch die quasi-naturwüchsige Arbeitsteilung zwischen den Einzeldisziplinen gefährdet war und das sich in dem Maße, in dem die Disziplinengrenzen überschritten werden, im Kontext der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte wieder aufzulösen droht? So oder so ähnlich dürfte die Gretchenfrage lauten, die an die noch junge Emigrationsforschung derzeit gestellt ist. Dies manifestierte sich am Wissenschaftskolleg immer wieder, wenn dieser Themenschwerpunkt des Fellowjahrgangs 1990/91 zur Debatte stand, am eindringlichsten aber, als Herbert A. Strauss, der amerikanische Doyen der deutschen Wissenschaftsemigrationsforschung und selber Emigrant, seinen öffentlichen Vortrag mit der Bemerkung schloß, daß es an der Zeit sei, diesem Forschungsfeld einen eigenen Platz in den Wissenschaftsinstitutionen der erweiterten Bundesrepublik einzuräumen. Dieser Vorstoß blieb nicht unwidersprochen und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit auf die prekäre Grenze, an der wissenschaftstheoretische Erwägungen in wissenschaftspolitische Entscheidungen übergehen.

War dies ein Paukenschlag, der aufhorchen ließ, so verlief das Konzert der Emigrationsforscher ansonsten eher in moderaten Sätzen — in der symphonischen Kontinuität mit anderen Wissenschaftlern lag der menschliche und sachliche Ertrag meines Aufenthalts am Wissenschaftskolleg. Hervorheben möchte ich vier „Arbeitskreise“, die sich konstruktiv überlagerten: 1. die freundschaftliche Zusammenarbeit mit Mitchell Ash, von dem ich mich ermutigen ließ, das angestammte disziplinäre Arbeitsgebiet

souverän, wenngleich nicht unkontrolliert zu überschreiten; 2. den (mehr oder weniger regelmäßigen) *Jour fixe* der „Berliner Emigrationsforscher“, an dem vor allem Kollegen vom Zentrum für Antisemitismusforschung, von der West-Berliner Akademie der Wissenschaften und der Humboldt-Universität teilnahmen; 3. die viertägige Konferenz „Wissenschaftswandel durch Emigration“ Anfang Mai 1991, die, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert und vom Wissenschaftskolleg beherbergt, 15 meist jüngere Forscher/innen zu einem interdisziplinären Gedankenaustausch versammelte; 4. und nicht zuletzt die spontanen Gespräche mit den anderen Fellows, deren Gedankensplitter sich für mich im Laufe des Jahres zu einem ebenso schillernden wie anregenden Mosaik kulturgeschichtlicher, politiktheoretischer und sozialwissenschaftlicher Art zusammenfügten.

In welche Richtung sich diese Anregungen schließlich verdichteten, mochte mitgebrachten Idiosynkrasien entsprechen — das moderne Bildungsbürgertum, wie es am Berliner „Institute for Advanced Study“ gepflegt wird („emigrantisch“ ausgedrückt: der Re-Import altdeutscher Gelehrtenherr- und heute auch -fräulichkeit aus Amerika), tat seine subtile Wirkung. Ich glaube mittlerweile, daß die Idee einer „politischen Kulturgeschichte der Emigration“ ein durchführbares und lohnendes Projekt darstellt. Wenn dieser Ausdruck zunächst an ein traditionelles Programm erinnert, so soll er auch auf die *modernen* Perspektiven verweisen, die der Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts, so unfreiwillig wie folgenreich, durch die Emigration hinzugefügt wurden. Es handelt sich um mindestens drei, die keineswegs immer miteinander harmonieren müssen: 1. schreitet die kognitive und institutionelle Ausdifferenzierung des Wissens in einem Maße voran, das seine akademische „Einhegung“ zweifelhaft werden läßt; 2. nimmt analog dazu die „Kontextualisierung“ des Wissens zu, wozu nicht nur eine punktuelle Praxisorientierung, sondern auch eine allgemeine Politisierung der Wissenschaften gehört; 3. zeigt sich eine progressive Internationalisierung des Wissens, was nationalkulturelle Prägungen nicht ausschließt, aber den Trend zur „Verwestlichung“, wenn nicht zur „Amerikanisierung“ dominant werden läßt — die Versuchung zur intellektuellen Kolonisierung des in Auflösung begriffenen Ostblocks ist dafür der jüngste und drastischste Fall.

Jede dieser Perspektiven läßt sich sinnfällig auf die Geschichte der politikwissenschaftlichen Emigranten zur Anwendung bringen, auf die ich mich realistischerweise auch in der nächsten Zukunft beschränken werde: 1. trugen die Emigranten offensichtlich entscheidend dazu bei, daß an deutschen Unversitäten nach dem Zweiten Weltkrieg eine moderne Politikwissenschaft eingeführt wurde — sie konnten dies nicht zuletzt deshalb, weil sie sich in den USA zu professionellen Politikwissenschaftlern gebil-

det hatten; 2. waren ihre Ideen in hohem Maße von einem praktischen Engagement getragen, das den politischen Kampf gegen Hitler und die Sorge um die demokratische Rekonstruktion in Deutschland miteinander verband — mit der ambivalenten Folge einer mehr oder weniger parteilichen „Demokratiewissenschaft“; 3. fungierten die Emigranten auf diesen und anderen Wegen als Vermittler deutscher Wissenstraditionen an die internationale *scientific community* — und sie verstärkten umgekehrt die Westorientierung einer Kultur, deren irrationalistische Neigungen unter Hitler einen letzten Kulminationspunkt erreicht hatten. Traut man sich solche Leitlinien zu, so gewinnt der Gedanke Konturen, daß die Geschichte der Emigranten ein ideales Demonstrationsfeld sein könnte, um einen kulturgeschichtlichen Bogen von den Krisen des frühen 20. Jahrhunderts bis an die Schwelle der politischen Gegenwart zu schlagen.